

«Unglaublich, dass hier jemand wartete»

30 Jahre nach dem Militärputsch in Argentinien: Begegnung mit Sergio Ferrari, der damals nach Bern flüchten durfte

Heute vor 30 Jahren, als in Argentinien das Militär die Macht ergriff, sass der damals 22-jährige Sergio Ferrari als Regimekritiker schon im Gefängnis. 33 Monate später kam er frei und fand als politischer Flüchtling Aufnahme in der Schweiz – in Bern.

WALTER DÄPP

Wenn Sergio Ferrari nun, 30 Jahre später als 52-Jähriger, mit dem Berner Pfarrer Conradin Konzetti zusammentrifft, umarmen sich die beiden herzlich – da kommen Emotionen hoch, da werden Erinnerungen wach: an den 29. Dezember 1978, als es spät abends im Bahnhof Bern zu ihrer ersten Begegnung gekommen war – und als Sergio hier nach Jahren der Trennung erstmals wieder seinen Bruder Claudio traf.

Der inzwischen verstorbene Claudio lebte damals schon einige Monate in Conzettis Pfarrhaus in Bethlehem, nachdem es gelungen war, die Freilassung der beiden argentinischen Pfarrersöhne und Regimekritiker aus dem Gefängnis Coronda bei Santa Fe zu erwirken – und sie als politische Flüchtlinge in die Schweiz zu holen (siehe Kasten).

«Für uns eine Bereicherung»

Für ihn sei es damals selbstverständlich gewesen, sagt Conradin Konzetti heute, Opfern der lateinamerikanischen Militärdiktaturen die Türen zu öffnen. Irgendwie habe es aber auch etwas Beschämendes, denn: Was sei es schon für eine Leistung, Bedrängten Wohn- und Lebensraum zur Verfügung zu stellen – wenn man es mit dem vergleiche, was diese Menschen durchgemacht hätten.

«Viele von uns Kirchenleuten», sagt er, «hatten uns damals mit der Demokratiebewegung Allendes in Chile identifiziert, uns für die Kultur und die Musik Lateinamerikas interessiert. Und besorgt verfolgten wir dann die politische Entwicklung: wie Pinochet in Chile und Videla in Argentinien alle Demokratisierungsbemühungen zerbombten und zerstörten. Das machte uns hellhörig, so dass es zu vielen Solidaritätsaktionen kam.» In diesem Zusammenhang habe man dann eben Flüchtlinge in der Schweiz aufgenommen – auch Claudio und Sergio Ferrari. «Das Zusammenleben mit den jungen Argentinern hat uns damals sehr erfüllt und berührt», sagt Konzetti, «es war für uns eine menschliche und kulturelle Bereicherung.»

«Für uns war es ein Geschenk»

Für ihn und seinen Bruder sei das Engagement der Schweiz und die offene Tür in Conzettis Pfarrhaus in Bethlehem damals «ein Geschenk» gewesen, sagt Sergio Ferrari: «Conradin Konzetti war der erste Mensch, den ich in der Schweiz umarmen konnte. Es war ein unglaubliches Gefühl, jemanden zu haben, den man zwar noch nicht kannte, der in der fernen Schweiz aber auf mich wartete.»

Wenn Sergio Ferrari zu erzählen beginnt, scheint das innere Feuer von damals wieder aufzulodern. Und dann überstürzt sich in seinem Kopf die Ereignisse von neuem: Da schildert er, wie er und Claudio sich in einem Armenviertel der Stadt Rosario für ein Erwachsenen-Alphabetisierungsprogramm engagierten und sich «als junge, soziale Aktivisten» gegen die diktatorische Staatsmacht auflehnten.

Doch allein schon dieses Bemühen, erwachsene Analphabeten lesen und schreiben zu leh-



Da kommen Emotionen hoch: Pfarrer Conradin Konzetti (links), der Sergio Ferrari damals die Tür öffnete.

ADRIAN MOSER

ren, war suspekt – stempelte sie als Subversive ab. Und weil sie sich auch an der Universität politisch betätigten, wurden sie als Staatsfeinde verfolgt. «Ende 1974 tauchten wir unter», erzählt er, «ich versuchte im Norden Rosarios für eine Gewerkschaft zu arbeiten. Doch dann wurden wir verhaftet.»

«Andere überlebten nicht»

Wenn er nun über die Zeit im Gefängnis Coronda (Instituto Correccional Modelo Coronda) erzählt, relativiert er gleich. Er betrachtete sich trotz schlimmen Erfahrungen «nicht als passives, sondern als aktives Opfer» des damaligen Militärregimes. Ungezählte andere Regimekritiker hätten einen viel höheren Preis zahlen müssen und nicht überlebt: In der Zeit der Militärdiktatur von Jorge Videla seien 30 000 junge Menschen verschwunden. Von seiner zwölfköpfigen studentischen Widerstandsgruppe habe es neun getroffen – drei seien nachweislich umgebracht worden, von sechs fehle jede Spur. Deshalb klage er nicht: Ihm sei ein Leben im Exil, in der Schweiz, ermöglicht worden.

Er sei sich der Risiken seines politischen Kampfs auch stets bewusst gewesen, habe «als sozialer Akteur, im Kollektiv» für ein gemeinsames Ziel gekämpft. Und mit diesem leidenschaftlich geführten Kampf hätten sie damals ihr eigenes Schicksal provoziert. Er sei «in einer Zeit ständiger Diktaturen» aufgewachsen und deshalb schon in sehr jungen Jahren politisiert worden. Für ihn und Claudio habe es deshalb keine Alternative gegeben: «Wir mussten uns auflehnen, obschon uns bewusst war, was uns erwarten konnte. Schliesslich kämpften wir für etwas, das in der Schweiz selbstverständlich ist: für die Demokratie – die Demokratisierung des Landes.»

Kein Kontakt zur Aussenwelt

Das Gefängnisregime sei allerdings hart gewesen. Ein Jahr lang habe er keinen Kontakt zur Aussenwelt gehabt, dann seien ihm alle 45 Tage 15 Minuten Besuchszeit zubilligt worden.

Seine Eltern, die über 2000 Kilometer entfernt ganz im Süden Argentiniens lebten, hätten ihn mehrere Male besucht – mit dem Risiko, dass dann doch kein Zusammentreffen gestattet wurde, denn: «Fast alles war verboten – das Reden, das Singen, das Lesen. Immer wieder wurden wir bestraft. Entweder wurden die Besuchsmöglichkeiten gestrichen oder die Zeit ausserhalb der Zelle. 23 Stunden am Tag waren wir in den drei auf zwei Meter grossen Einer- oder Zweierzellen eingesperrt, eine Stunde konnten wir uns im Spazierhof aufhalten – stets allein.»

Seine Freilassung wurde möglich, weil er ohne rechtsgültiges Urteil inhaftiert war und deshalb – gemäss damaligem «Optionsrecht» – die Ausweisung in ein anderes Land beantragen konnte.

Dank internationalem Druck, auch aus der Schweiz, habe man seinem Gesuch stattgegeben. Auch seine Ausweisung, die nach damaligen Gesetzen einer Ausschaffung auf Lebzeiten entsprach, verlief jedoch nicht ohne Schikane: «Mein Swissair-Flug in die Schweiz war für den 23. Dezember 1978 vorgesehen, doch man brachte mich – in Handschellen und von vier Polizis-

ten bewacht – bewusst zu spät zum Flughafen. Das war, nach 33 Monaten Gefängnis, so etwas wie die letzte psychologische Folter, die ich ertragen musste.»

In den 33 Monaten im Gefängnis wusste Ferrari nie, ob er den nächsten Tag noch überleben würde. Den 250 politischen Häftlingen wurde «jede Sicht von aussen» genommen, man versuchte jeden Informationsfluss und jede Kommunikationsmöglichkeit, intern und extern, zu unterbinden. Trotzdem sei es gelungen, einen Transistorradio zu beschaffen, «und, unter Lebensgefahr, vor allem den Sender Colonia aus Uruguay abzuhe- ren». Die Informationen hätten sie unter den Gefangenen weitergegeben – mit einer speziellen Gebärdensprache durch die Essnischen in den Zellentüren oder akustisch durch die Zellenfenster.

«Es war ein Wunder»

Die Inhaftierung sei der Versuch des Militärs gewesen, sie «körperlich und geistig zu zerstören». Doch die Solidarität unter den Gefangenen, das Gefühl des Kollektivs, habe jedem Einzelnen die Kraft gegeben, «die Isolationsfolter» durchzustehen.

Seine Überlebenschance habe darin bestanden, dass er – im Gegensatz zu den vielen 1000 «anonymen Verschwundenen» – als politischer Häftling registriert gewesen sei. Claudio habe man mehrere Monate vor ihm entlassen, weil er mehrere Suizidversuche unternommen habe. Und ihm habe man Ende 1978 plötzlich eröffnet, dass er für immer ausgewiesen werde, später aber nie mehr ins Land zurückkehren könne. «Es war ein Wunder», sagt er, «noch zwei Monate vorher sagte mir der Gefängnisdirektor, ich werde nie mehr freikommen. Ich musste ihm glauben, denn: Ich war im Pavillon Nummer fünf inhaftiert, im Trakt der Unverbesserlichen und Unbelehrbaren.»

Die andere Seite des Gucklochs

Zusammen mit anderen ehemaligen Häftlingen, einem Kollektiv von Zeitzeugen», hat

Ferrari 2003 ein Buch herausgegeben, das die Schrecken der politischen Gefangenen im Gefängnis Coronda schildert. «Del otro lado de la mirilla» heisst es – «Von der anderen Seite des Gucklochs».

Vor zwei Jahren hat er dieses Gefängnis erstmals seit seiner Freilassung wieder besuchen können – von aussen, von der andern Seite des Gucklochs eben. «Es war das erste Mal, dass ich das Gefängnis von aussen sah. Als wir 1976 eingesperrt wurden, hatte man uns die Augen verbunden. Und dann blieben wir drinnen festgehalten, hatten nie eine Aussensicht.»

Der Besuch in Coronda war möglich geworden, weil der jetzige Verwalter während der Militärdiktatur auch ein politischer Gefangener gewesen war. Er habe ihm aus dem Gefängnisarchiv sogar sein damaliges Gefangenendossier ausgehändigt – ein Dokument, das detailliert über seine Gefängniszeit Auskunft gibt und dem er nun entnehmen kann, weshalb er vom 10. März 1976 bis zum 28. Dezember 1978 wie ein Schwerverbrecher hinter Gittern leben musste: wegen «actividades subversivas» – subversiver Aktivitäten.

Der Blick in den Spiegel

In der Schweiz, wo er nun unter anderem als Journalist arbeitet (nach einem elfjährigen Engagement im sandinistischen Nicaragua zwischen 1981 und 1992), ist das Leben für Sergio Ferrari «nun recht widersprüchlich». Die Flucht in den Schweizer Winter sei damals, Ende 1978, allein schon klimatisch ein Schock gewesen. Auch die Sprachprobleme hätten anfänglich vieles erschwert.

Doch überwältigend sei gewesen, wie er damals, neben der Weltoffenheit seiner Gastgeber, vermeintliche Selbstverständlichkeiten wahrgenommen habe: einen Spiegel zum Beispiel («im Gefängnis gab es keine Spiegel»), Türfallen, die man hinunterdrücken konnte («im Gefängnis gab es keine Türfallen»), oder Frauen zum Beispiel («im Gefängnis gab es keine Frauen»). Doch vor allem habe ihn «das tiefe und existenzielle Gefühl von Freiheit», das er in der Schweiz seither erfahre, beeindruckt. Das sei vor allem dann «ein explosives Gefühl», wenn er an die Kollegen zurückdenke, die in Argentinien umgekommen oder verschwunden seien.

«Wenn ich heute nun von früher erzähle», sagt er, «tue ich es für sie.» Und wenn sich Argentinien unter Präsident Néstor Kirchner nun endlich anschiebe, die schreckliche Zeit der Militärdiktatur aufzuarbeiten und Verantwortliche zur Rechenschaft zu ziehen, sei es wichtig, an sie, die vielen 1000 Opfer, zu erinnern.

Die Freiheit wiedergewonnen

Mit der Schweiz verbinde ihn vieles: «Man hat zwar seine Wurzeln – ich habe sie in Argentinien. Doch die Schweiz ist das Land, in dem ich die Freiheit wiedergewonnen habe. Das Land, von dem aus ich mich weiter für die Menschenrechte in Lateinamerika engagieren kann. Die Schweiz ist für mich auch das Land, in dem ich wieder gelernt habe, verliebt zu sein. Und das Land, in dem ich wieder erfahren habe, was es heisst, von Menschen umarmt zu werden – und Menschen umarmen zu können.»

Inzwischen ertappe er sich sogar dabei, sagt er, dass er bei Fussballspielen mit der Schweizer Nationalmannschaft fiebere. Dass an der bevorstehenden Weltmeisterschaft in Deutschland die Schweiz und Argentinien mitspielen werden, sei für ihn aber kein Dilemma, denn: «Zu dieser Finalpaarung wird es sowieso nicht kommen», lacht er.

295 FLÜCHTETEN IN DIE SCHWEIZ



Blick ins Coronda-Gefangenendossier mit Ferraris Fingerabdrücken.

Heute vor 30 Jahren, am 24. März 1976, ergriffen die Militärs in Argentinien die Macht – und bis 1983 kam es unter General Jorge Videla zu einer brutalen Repression. Laut der argentinischen Kommission für Menschenrechte wurden in dieser Zeit nachweisbar 2300 Menschen ermordet und 10 000 verhaftet. Zwischen 20 000 und 30 000 Menschen («Desaparecidos») verschwanden spurlos. Die Mütter der Plaza de Mayo setzen sich seither für die Aufklärung der Verbrechen ein. Und endlich beginnt man in Argentinien, die Vergangenheit aufzuarbeiten. Der jetzige Präsident Néstor Kirchner hat mit der Aufhebung der Amnestiegesetze

ein wichtiges Zeichen gesetzt. Sergio Ferrari hatte damals, als 22-Jähriger, Glück: Er und sein Bruder Claudio, Söhne eines reformierten Pfarrers in Rosario, waren wegen «subversiver Aktivitäten» inhaftiert, als sie dank internationalem Druck freikamen. Insbesondere der ökumenische Kirchenrat und das Hilfswerk der evangelischen Kirchen der Schweiz (Heks) hatten sich für sie engagiert. Während der Militärdiktatur in Argentinien wurden 295 Personen als politische Flüchtlinge in der Schweiz aufgenommen – vor allem dank Martha Fotsch, der damaligen Vizepräsidentin von Amnesty International Schweiz, die sich beim Bundesrat für sie stark machte. (wd)